

ERGEBNIS-PRÄSENTATION

AG 3 INTEGRATIV STATT ADDITIV - SCHLÜSSELQUALIFIKATIONEN UND KOMPETENZORIENTIERUNG ALS MOTOR DER GESCHLECHTERGLEICHSTELLUNG?

Dr. Edit Kirsch-Auwärter, Universität Göttingen

Verschriftlichung: Christa Funke



In der Diskussion, die sich entlang der Thesen der beiden Impulsreferentinnen entfaltete, wurde deutlich, dass bei der Frage „Integrativ oder Additiv“, viele Eckpunkte eine Rolle spielen, die klar benannt werden müssen, damit erkennbar wird, wohin die Absicht der Bewertung zielt.

Ausgangspunkt der Betrachtung waren der *Status quo* der Lehre an den Hochschulen, sowie die in der Arbeitsgruppe mehr oder weniger identische *Vision* davon, was nach dem Bologna-Prozess an den Hochschulen im besten Fall zu erwarten ist. Diese Vision beruht auf konkreten Erfahrungen in den Hochschulen, sowie Überlegungen, was möglich bzw. nicht möglich wäre und welche Faktoren dabei eine Rolle spielen - sich niederschlagend in der relativen Skepsis oder Befürwortung der einen oder anderen Möglichkeit.

Im Lauf der Diskussion wurde dazu übergegangen, die additiven Angebote entsprechend der Vorgehensweise des Stifterverbandes, additiv / delegativ zu nennen, um darauf hinzuweisen, dass die

Hoheit dessen, was geplant ist, nicht an Schlüsselqualifikations-ExpertInnen übergeht, sondern bei den FachvertreterInnen verbleibt.

Die integrativen Angebote wurden integrativ / subsidiär genannt, um zu verdeutlichen, dass zum derzeitigen Zeitpunkt in der Fachkompetenz noch nicht alles enthalten ist, womit eine gute Bologna-Fakultät aufwarten können muss.

Der Rote Faden des Überganges vom Status Quo zur Vision wurde in der Arbeitsgruppe als *Professionalisierung* bezeichnet, bescheidener als *Hochschuldidaktik* im Sinne dessen, was diese zurzeit anbieten können sollte. Dabei stellte sich auch in dieser Arbeitsgruppe die Frage nach der Motivation und dem Selbstverständnis der Hochschullehrenden.

Eine brisante These, die Heike Kahlert formulierte, lautet, dass die Frauen- und Geschlechterforschung bereits zentrale Schlüsselqualifikationen und das Instrumentarium der „Metafähigkeiten“, die bei jeder Berufs- und Wissenschaftsprofessionalisierung Bestandteil sein müssten, vermittelt.

Marion Rieken formulierte die These, dass die Modularisierung, und hier auch die Modularisierung der Geschlechterforschung, unter dem Stichwort Disziplinierung der Geschlechterforschung, zu einem Motor für Geschlechtergerechtigkeit werden kann. Voraussetzung dafür sei, dass die Kompetenzorientierung und damit der Outcome der Lehr-Lernprozesse tatsächlich im Vordergrund stehen. Ergänzt wurde hier, dass dieser Prozess vielleicht des Umweges über das Gender Mainstreaming bedürfe.

Diskutiert wurde dann die Frage nach den praktische Bedingungen, unter denen ein solcher Regelkreis in Gang gesetzt werden und seine positiven Effekte erzielen kann.

Wichtiges Stichwort war hier: *Timing*. Die Reallokation von Ressourcen und Deutungshoheiten findet jetzt, im Zuge der Akkreditierung der neuen Studiengänge statt. Das einzige Instrument der Geschlechterforschung und der Gleichstellungsbeauftragten, um sich an diesem Prozess zu beteiligen, ist der *Dialog*.

Worauf ebenfalls nicht zu verzichten ist, sind die *Vorgaben* - sei es der Wissenschafts- und Kultusministerien oder des Hochschulrahmengesetzes. Der Druck auf die Hochschulen muss, Sparhaushalt hin oder her, vielleicht sogar besonders mit Sparhaushalten, aufrechterhalten bleiben, wenn aus der traditionellen, ständisch organisierten Wissenschaft ein dynamisches und konstruktives Programm werden soll.

Die Übersetzung in die Organisation Hochschulen hinein muss nach Auffassung der Arbeitsgruppe *Führungsaufgabe* werden, administrative Führungsaufgabe und Führungsaufgabe der jeweiligen LehrstuhlinhaberInnen.

Abschließend wurde die Frage diskutiert, ob der Modernisierungsprozess in unterschiedlichen Fachkulturen unterschiedlich verlaufen wird und ob in den Fachkulturen unterschiedliche Schlüsselqualifikationen benötigt werden - was eine Entscheidung zugunsten integrativer bzw. zuungunsten additiver Angebote nahe legen würde. Es wurde betont, dass in den Fachkulturen das stärkste Reservoir an ausgrenzenden und ständischen Momenten wahrgenommen wird, bei denen es um die Allokation von Ressourcen und weniger um den Erfolg der Hochschulreform geht.